

Gunnar Kunz

LAGUNENRAUNER

Thienemann



I

Vier Jahre später



»Da braut sich was zusammen«, sagte Vincenzo Marzoli.

Sorgenvoll blickten die Fischer in den Himmel, der sich zusehends verfinsterte. Dicke Wolken zogen heran, schwarz, violett, blutrot, trafen über dem Zentrum von Venedig aufeinander und begannen zu kreisen, einem Mahlstrom gleich.

Eine solche Wolkenformation hatte Marco noch nie gesehen. Gleichzeitig schien sich die Luft aufzuladen, es knisterte wie getrocknete Blätter, die zusammengeknüllt wurden.

»Wir holen besser die Netze ein und kehren um«, meinte Vincenzo.

Ambrogio Cocchi und Paolo Accorsi, die sich an der Reling zusammengedrängt hatten, beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen. Das Unwetter verursachte ihnen allen Unbehagen. Es zog schneller heran als die Bora, der kalte Fallwind aus Nordost, der mit Vorliebe um diese Jahreszeit in Venedig einfiel und verheerende Schäden anrichten konnte, und es sah auch anders aus. Düstere. Bedrohliche. Bösartige.

Vincenzo machte sich am Ruder zu schaffen, Marco half den anderen, das Fischernetz einzuholen. Seine Haut prickelte, und er wusste nur zu genau, was das bedeutete. Er mied den Anblick des Wassers und konzentrierte sich auf das Seil in seinen Händen. Mit aller Kraft verweigerte er sich dem Sehnen aus der Tiefe und hielt die Luft an, bis das Kribbeln abklang.

Im Takt des ein- und auftauchenden Bootes zogen sie das

Netz aus dem Wasser und ließen die Maschen innerbords vor ihre Füße fallen. Manchmal musste Marco die Zähne zusammenbeißen, weil seine linke Hand pochte. Die Knochensplitter waren schlecht zusammengewachsen, und wenn er die Hand falsch bewegte oder überanstrengte, fuhren ihm Feuerlanzen den Arm hinauf.

Schon konnte man die ersten Fische sehen, die sich gegen die Einschränkung ihrer Freiheit wehrten, doch es schienen nicht eben viele zu sein. Sobald das Netz längsseits des Schiffes schwamm, hievten sie es mit vereinten Kräften an Bord. Eine Brise drückte das Boot in eine Schräglage, Brecher stürzten aufs Deck. Im Nu waren alle bis auf die Haut durchnässt. Marco zuckte zusammen, als das Wasser ihn traf, und rutschte von der Reling fort zur Mitte des Bootes, das sich wieder aufzurichten begann.

Paolo öffnete den Knoten am offenen Ende des Netzes, und der Inhalt ergoss sich in die wassergefüllten Holzfächer an Deck. Die Beute fiel deprimierend gering aus. Von einer Handvoll Goldbrassen abgesehen, hatte sich kaum etwas in den Maschen verfangen. Sie hätten doch besser in der Lagune bleiben sollen, statt aufs offene Meer hinauszufahren.

Vincenzo ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken. »Falls das Wetter sich beruhigt, fahren wir später noch mal raus«, sagte er. »Jetzt sollten wir zusehen, dass wir das Boot in Sicherheit bringen.«

Marco kümmerte sich um den Fang, sortierte die Fische, die sich seinen Händen zu entwinden versuchten, und warf den Beifang zurück ins Meer, während Paolo und Ambrogio das Netz ausspülten und so an die Bordwand legten, dass es beim nächsten Mal leicht ausgeworfen werden konnte. Viel war nicht zu tun. Die zappelnden Fische füllten die Holzfächer nicht mal zu einem Viertel. Trotz der Schmerzen war

Marco im Nu mit seiner Arbeit fertig. Es tat ihm leid, dass Vincenzo mit nahezu leeren Händen heimkehren musste. Vor allem, weil er es hätte ändern können. Früher hatte er manchmal nachgeholfen. Früher ... Aber darüber wollte er nicht nachdenken.

Unwillkürlich glitt sein Blick zum Himmel. Die Wolken verhielten sich mehr als seltsam. Obwohl sie in ständiger Bewegung waren, sich gegeneinander, umeinander, ineinander drehten, blieben sie innerhalb der Grenzen der Lagune und überschritten nirgends die Einfahrten zur Adria. Über dem Meer gab es ebenfalls dunkle Wolken, aber hier sah der Himmel längst nicht so bedrohlich aus wie über Venedig. Nein, das war kein gewöhnlicher Sturm. Marco wusste, wie sich die Bora anfühlte, die kalte, schwere Luft, die über die dalmatinischen und albanischen Küstengebirge floss und wie ein Wasserfall in die Tiefe stürzte. Das hier war anders. Sosehr die Venezianer die Bora auch fürchteten – verglichen mit dem, was da auf sie zukam, war sie nichts als eine sanfte Brise.

Immer öfter flog Gischt über das Deck des Bootes und traf Marco im Gesicht. Er schmeckte etwas Salziges und spuckte aus. Unter sich spürte er Fischschwärme: Goldbrassen, Aale, Makrelen. Sie huschten aufgeregt durcheinander, einige schwebten reglos am Meeresgrund und verhielten sich still, als würden sie sich verstecken. Ein Teil von ihm wollte sie rufen und in die Netze locken – früher hatte er manchmal mit dem Wasser auch die Fische darin erreicht, sogar Quallen und Algen –, aber er unterdrückte den Impuls. Das ging ihn alles nichts mehr an. Er schnappte sich einen Besen und fing an, das Deck zu schrubben, damit die Besatzung auf den glitschigen Planken nicht ausrutschte.

Schäumen, fliegen, sang etwas in seinem Blut, schwoll an und schlug wie eine Welle über ihm zusammen.

Marco polterte absichtlich und stieß den Besen mit viel Lärm auf. Als das nichts half, als das Wispern in ihm stärker wurde, fing er an zu singen, laut und falsch, während er zornig gegen den Besen trat.

»Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der singt und dabei kein bisschen fröhlich ist«, sagte Vincenzo.

Vielleicht. Aber der Gesang übertönte immerhin die Stimme des Meeres.

Sie näherten sich dem Porto di Lido und hatten Mühe, das Boot auf Kurs zu halten. In der Einfahrt, im Einflussbereich der Lagune, bockte das Wasser und bäumte sich auf. Unrat strömte ihnen entgegen, achtlos in die Kanäle geworfene Abfälle, die nun aufs offene Meer hinaustrieben. Die Bricole, die Pfähle, die die Fahrtrinnen markierten, waren im Sturm kaum auszumachen. Vincenzo musste all sein Können einsetzen, um zu verhindern, dass das Boot auflief. Die Untiefen um Venedig konnten tückisch sein. Die Flüsse aus den Bergen brachten Sand und Ablagerungen mit sich, die durch Strömungen im Meer zurückgespült wurden, und diese gegenläufigen Bewegungen sorgten dafür, dass sich Rückstände am Boden absetzten und die Durchfahrten verschlammten. So waren einst die Lidi entstanden, Sandbänke, die die Lagune vom Meer trennten.

Doch es war nicht das Wasser, das Marcos Aufmerksamkeit beanspruchte. Mit offenem Mund starrte er nach oben. Der Himmel war in Aufruhr. Die Wolken, schwarz und schwer, hingen über der Lagune, als wollten sie sich jeden Moment auf sie stürzen. Blitze zuckten herab, ohne von Donner begleitet zu werden. Wie ein Raubtier, das erwacht, dachte er.

Ein Warnschrei riss ihn aus der Erstarrung. Von rechts näherte sich der Bucintoro, die Staatsbarke des Dogen, eine prunkvoll ausgestattete Galeere, die eigentlich nur zu zere-

monierten Gelegenheiten benutzt wurde und hier draußen nichts zu suchen hatte. Die Fischer waren so damit beschäftigt gewesen, ein Kentern zu verhindern, dass sie die drohende Gefahr zu spät bemerkten. Denn statt zu warten, bis das Fischerboot den Mund von San Nicoló passiert hatte, hielt der Bucintoro rücksichtslos auf die Einfahrt zu. Vincenzo winkte verzweifelt, doch der Mann am Bug, der seine Leute anbrüllte und die Befehlsgewalt zu haben schien, sah über ihn hinweg, als wäre er nicht vorhanden. Marco erkannte ihn: Giacomo Querini, der Sohn des Dogen.

Unaufhaltsam näherte sich der Bucintoro. In der aufgewühlten Einfahrt gab es kaum Platz zum Manövrieren, jeden Augenblick würden sie gerammt werden. Die Fischer brüllten durcheinander, Marco klammerte sich am Heck des Bootes fest.

Vincenzo riss das Ruder herum und steuerte an einer Bricola vorbei aus der Fahrrinne. Wieder brüllten die Fischer: unmöglich, zwischen den Sandbänken hindurchzunavigieren, nicht bei diesen haushohen Wellen, die ohne erkennbare Ordnung bald in diese, bald in jene Richtung schlugen. Marco sandte ein Stoßgebet zum Heiligen Markus, dessen Schutzsiegel die Stadt seit Jahrhunderten vor Katastrophen bewahrten.

Die Barke des Dogen schrammte an ihrer Seitenwand entlang, ein Ruck ging durch das Boot. Gischt spritzte über die Reling. Ein knirschendes Geräusch übertönte den Sturm, als sie über Sand schleiften. Marco schrie. Dann waren sie über die Sandbank hinweg in der Lagune.

Die Fischer stießen Verwünschungen gegen den Bucintoro aus, der sich zügig Richtung San Marco entfernte. Offen die Faust zu schütteln, wagten sie nicht. Vincenzo wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die anderen klopfen ihm anerkennend auf die Schultern, Erleichterung im Gesicht.

In der Lagune schlugen die Wellen längst nicht so hoch wie an der Stelle, an der die Ausläufer der Wetterfront über Venedig mit den Wolken über der Adria zusammenprallten. Zudem klarte der Himmel auf. Die ersten Wolken begannen, sich aufzulösen. Nur das Wasser war braun und brackig vom aufgewirbelten Schlamm.

Vincenzo steuerte Cannaregio an, nicht durch den Canal Grande, sondern von der offenen Lagune her. Obwohl der Wind schlagartig nachließ, war der Himmel binnen Kurzem wie leer gefegt, als habe es nie auch nur das kleinste Wölkchen gegeben. Die Dächer der Häuser glitzerten in der Sonne.

»Das gefällt mir nicht«, murmelte Ambrogio.

»Ganz und gar nicht«, pflichtete Vincenzo ihm bei.

Auch Marco fühlte, dass etwas nicht stimmte. Eine unnatürliche Stille hing über der Stadt. Die Luft war bleischwer. Weder Fische noch Katzen noch Vögel ließen sich blicken, und ein Hund, der sich in einem an Land gezogenen Ruderboot versteckte, jaulte zum Gotterbarmen.

»Der Wasserspiegel sinkt«, stellte Ambrogio fest.

Tatsächlich: Die Bricole ragten weiter heraus als üblich.

»Für die Ebbe ist es noch zu früh.«

Das Wasser fiel so schnell, dass man dabei zusehen konnte. Eben noch waren die Spitzen der Bricole unter Wellenbergen kaum zu sehen gewesen, jetzt schimmerte hier und da bereits der Boden der Lagune hindurch.

Vincenzo beeilte sich, sein Boot in den Rio de la Misericordia zu bringen. Ein-, zweimal schürfte es über Grund, dann erreichten sie den Liegeplatz vor dem Haus des Fischers. Auch andere Boote bemühten sich, eine sichere Anlegestelle zu finden. Bunte Gondeln und Sandoli schnellten hierhin und dorthin und konnten einander oft nur mit Mühe ausweichen, Lastkähne mit Baumaterial schaukelten zwischen

ihnen. Vincenzo band sein Boot an einer Paline fest, einem mit farbigen Streifen verzierten Pfahl. Marco und die anderen stiegen aus. Ohne sich abgesprochen zu haben, gingen sie die Fundamenta entlang, bis sie freien Blick auf die Lagune hatten. Hunderte anderer taten es ihnen gleich und säumten die Uferränder. Schweigend.

Nach kurzer Zeit schon gab das Wasser schlammigen Grund frei. Marco konnte sich nicht erinnern, je eine so rasch einsetzende Ebbe gesehen zu haben. Nicht einmal, wenn der Maestrale blies. Schon gar nicht bei Windstille.

Einige Boote hatten es nicht geschafft, rechtzeitig einen Ankerplatz zu finden, und waren gestrandet. Hier und da stiegen Seeleute aus, nur um knietief im Schlick zu versinken. Einer der Lastkähne hatte Schlagseite bekommen und war mitsamt seiner Ladung aus Steinen umgekippt. Die Ebbe gab achtlos fortgeworfene Abfälle frei, Essensreste, Eimer mit eingetrockneter Farbe, Putzlumpen. Fische zappelten im Schlamm und verendeten.

Es war ungewöhnlich ruhig. Niemand schimpfte, niemand machte seinen angestauten Gefühlen Luft. Die Stadt hielt den Atem an. Die Leute warteten, ohne zu wissen worauf. Alle schienen von derselben Ahnung ergriffen wie Marco, der Ahnung, dass die leeren Kanäle noch nicht das Ende waren, sondern Vorboten von etwas Schlimmerem.



Eine Gasse ist eine Gasse, überall auf der Welt, außer in Venedig. In Venedig ist sie eine Herausforderung, ein Geheimnis, ein Versprechen. Sie lockt, sie kokettiert, sie spielt mit der Erwartung des Ortsunkundigen. Sie zeigt sich mal prächtig und breit, mal unscheinbar und schmal, und bis zum letzten Schritt weiß man nicht, wohin sie einen führt. Prunkvolle Fassaden und großzügige Bauweise halten einen zum Besten und säumen doch nur einen Weg, der nach endlosen Windungen unwiderruflich an einer Mauer endet. Schmucklosigkeit und Enge gaukeln einem eine Sackgasse vor, doch gerade, wenn man denkt: Hier ist die Welt zu Ende, öffnet sich unerwartet ein Durchgang zur Rechten, und man stellt fest, dass die Gasse Teil einer pulsierenden Hauptverbindungsader der Stadt ist.

Verstärkt wird die Verwirrung durch eine unsichtbare Strömung, die von Zeit zu Zeit Gebäude mit sich reißt, um sie in einem anderen Stadtteil wieder an Land zu spülen wie Strandgut. Die meisten Häuser stehen fest an ihrem Platz, aber da, wo die Kraftlinien der Lagune aufeinandertreffen, ist Venedig in ständiger Bewegung. Die Venezianer haben sich daran gewöhnt. Sie finden ihr Ziel instinktiv, indem sie sich von der Strömung führen lassen und nicht gegen den Wirrwarr ankämpfen. Einige befestigen ihre Wohnungen mit magischen Ankern, aber das hilft nur gegen schwache Strudel. Und überhaupt: So ist nun mal das Leben, die Lagune hat ihre eigenen Gesetze, nicht wahr?

Für Marco war das fließende Stadtbild einer der Gründe, weshalb er Venedig liebte. Nie wurde es ihm langweilig, durch die Gassen zu streifen, immer gab es etwas Neues zu entdecken, jeder Winkel, jede Ecke wartete mit einer Überraschung auf. Seine vielfältigen Arbeiten brachten es mit sich, dass er sich in der Stadt besser auskannte, als so mancher Erwachsene. Manchmal musste er im Salzlager an der Punta de la Dogana Säcke schleppen, manchmal ging er den Arbeitern beim Anlanden der Holzflöße zur Hand und half dann hinter der Kirche San Zanipolo beim Lagern. Oder er wurde auf der Werft im Arsenal eingesetzt. Seine Aufgaben führten ihn durch sämtliche Bezirke Venedigs, dadurch kannte er jede Gasse. Und eine dieser Gassen, irgendwo in der Stadt, barg die Lösung für das Rätsel um seinen verschwundenen Vater. Wenn er nur lange genug suchte, würde sie ihm eines Tages ihr Geheimnis offenbaren, er durfte sich nur nicht durch Fehlschläge entmutigen lassen.

Auf dem Campo Ruga, unweit der Isola di San Pietro, war sein Vater zuletzt gesehen worden. Am Brunnen hatte er angehalten, um seinen Mantel wegen der Kälte fester zu schließen und sich zu schnäuzen. Der alte Ambrogio Cocchi, der unter Schlafstörungen litt und deshalb ausgedehnte Nachtwanderungen unternahm, wechselte ein paar Worte mit ihm. Seither war Matteo Manardi spurlos verschwunden.

Marco hockte sich nieder und studierte die schmutzigen Pflastersteine, als könne er ihnen dadurch eine Information abtrotzen, die er bisher übersehen hatte. Doch der Platz blieb stumm, wie jedes Mal. Welchen Weg hatte sein Vater von hier aus eingeschlagen? Am Arsenal entlang zur Fondamenta della Tana, in der ein entfernter Vetter von Tante Lucia wohnte? Die Brücke zur Isola di San Pietro? Den Weg nach Sant' Elena?

Marco bahnte sich einen Weg durch die knöcheltiefe Schicht aus Kot und Unrat, die den Boden der Salizada Streta bedeckte, und wünschte sich nicht zum ersten Mal, er trüge Trippen unter seinen Stiefeln, Stelzschuhe, wie die vornehmen Damen sie benutzten. Er betrat die hintere Brücke zur Isola di San Pietro und blickte auf die Lagune hinaus, die nun wasserlos vor sich hinrottete. Nichts als Sandbänke und langsam trocknender Schlamm, bis zum Horizont. Ein erschreckendes Bild, weil es den Zentralnerv der Stadt freilegte und Venedig in seiner ganzen Verletzlichkeit zeigte. Wasser war seine Lebensader. Ohne Wasser war Venedig ein totes Sumpfloch.

Abfälle und verfaulende Fische verstärkten den Eindruck. Überall lagen gestrandete Boote im Morast. Zwei Möwen staksten über den Schlick auf der Suche nach Wattwürmern, aber sie wandten ständig den Kopf, als befürchteten sie Gefahr. Da vorn, an der dritten Bricola, war die Kappe seines Vaters gefunden worden. Sie trieb im Wasser und hatte sich an einem vorstehenden Nagel des Pfahles verfangen. Tod durch Ertrinken, lautete die offizielle Erklärung. Matteo Manardi war kein guter Schwimmer, das war allgemein bekannt. Und die Strömungen in der Lagune konnten tückisch sein. Anscheinend hatte es ein Handgemenge mit den Soldaten gegeben, die ihn verhaften sollten, dabei war er ins Wasser gestürzt. Der für den Bezirk Castello zuständige Herr der Nacht äußerte sich nicht dazu. Onkel Aldo hatte mehrfach bei ihm vorgesprochen, aber keine Antwort erhalten.

Marco schüttelte den Kopf. Sein Vater war nicht ertrunken. Mochten die anderen glauben, was sie wollten, für ihn stand fest, dass er hier irgendwo in der Stadt und am Leben war. Er musste nur gründlich genug suchen, dann würde er ihn auch finden.

Von den Plänen seines Vaters hatte er keine Ahnung gehabt, bis zuletzt nicht, als es mitten in der Nacht an die Tür klopfte. Draußen standen die Soldaten, um ihn abzuholen. Aber Matteo Manardi war nicht zu Hause gewesen. Was er in jener Nacht in Venedig gewollt hatte – Marco wusste es nicht. Vielleicht Lebensmittel organisieren, das Boot für die Flucht nach London, nach Paris oder Amsterdam vorbereiten. Die Geheimnisse der venezianischen Glasbläserkunst waren begehrt, sie wären überall mit offenen Armen aufgenommen worden. Deshalb hatten der Senat und der Rat der Zehn ein wachsames Auge auf ihre kostbarsten Bürger. Murano, die Glasbläserinsel, war nichts anderes als ein goldener Käfig, daran änderten auch die Privilegien der Glasbläser nichts. Und sein Vater hatte es noch nie ertragen, eingesperrt zu sein. Sicher, er liebte Murano, er liebte die Lagune, und so lange Marcos Mutter noch am Leben gewesen war, hatte er nie daran gedacht, seine Heimat zu verlassen. Doch nach ihrem Tod war er rastlos geworden.

Was Marco am meisten schmerzte, war die Tatsache, dass die letzten Worte zwischen ihnen Worte des Zorns gewesen waren. Sein Vater konnte ihm Francescas Tod nicht vergeben. Er hatte sich bemüht, oh ja. Er erwähnte sie nie in seiner Gegenwart und behandelte ihn nicht anders als seinen Bruder Angelo. Aber manchmal warf er ihm heimliche Blicke zu, die leicht zu deuten waren. Besser du wärst ertrunken statt deine Schwester, sagten sie. Marco machte ihm daraus keinen Vorwurf. Er wünschte es ja selber. Schon deshalb musste er ihn finden. Um ihm zu sagen, dass er mit Freuden für Francesca gestorben wäre. Das sprach ihn nicht frei von Schuld, aber wenigstens musste sein Vater doch verstehen, wie sehr er bereute, je in das unglückselige Haus hinabgestiegen zu sein.

Marco riss sich vom Anblick des Pfahls los. Angelo nannte ihn besessen. Du musst seinen Tod endlich akzeptieren, sagte er immer. Und Onkel Aldo hatte ihm verboten, weitere Nachforschungen anzustellen, weil er fürchtete, dass die Soldaten sonst die ganze Familie holen würden. Deshalb hängte Marco seine Suche nicht mehr an die große Glocke.

In den Gefängnissen des Senats wurde sein Vater nicht festgehalten, das hatte Onkel Aldo überprüft, damals, als alle noch hofften. Onkel Aldo war Schreiber in der Cancelleria Ducale, der Staatskanzlei, mithin nicht ohne Einfluss. Wie er es angestellt hatte, wusste Marco nicht – vielleicht mit Bestechungen –, jedenfalls war es ihm gelungen, einen Blick in jede Gefängniszelle der Stadt und in die Gefangenenbücher zu werfen. Ohne Ergebnis. Auch auf den Galeeren schien sein Vater nicht zu sein. Wo also dann?

Noch einmal warf Marco einen Blick auf den schlammigen Grund des Kanals. Die Lagune ohne Wasser – so etwas war noch nie vorgekommen. Für ihn war es ein Glücksfall. Die Fischer konnten nicht zum Fischen raus, so hatte er den Nachmittag frei, um seine Suche fortzusetzen. Er kehrte zum Campo Ruga zurück, schloss die Augen und stellte sich vor, es wäre November. Mitternacht. Der Vollmond tauchte die Gassen in bläuliches Licht. Es gluckerte, wenn die Lagune gegen das Ufer schlug. Und da war sein Vater, der sich mit einem Scherz von Ambrogio Cocchi verabschiedete und durch die Calle Ruga ging, um ... irgendwas zu tun. Marco öffnete die Augen ein wenig, gerade so viel, dass er sehen konnte, wohin er trat, ohne die Vision zu verlieren.

Castello war der größte Stadtteil Venedigs, geprägt vom Werftkomplex des Arsenal und den planmäßig angelegten Arbeitersiedlungen der Umgebung. Hier wohnten die Schiffszimmerleute und Kalfater, die Seiler und Ruderma-

cher. Marco stellte sich vor, wie Matteo Manardi mit schweren Schritten vor ihm herging und am Campiello Correra in die Calle Tiepolo einbog. Achtlos aus den Fenstern geworfene Abfälle lagen in der Gasse und stanken um die Wette, Katzen stöberten darin herum. Weiter in die Seco Marina. Links eine Bäckerei für Schiffszwieback, deren Eingangstür so tief im Boden versunken war, dass Marco das Dach mit ausgestreckter Hand hätte erreichen können. Höchste Zeit, ein neues Stockwerk aufzusetzen. Gegenüber ein Schuhmacher und eine Drechslerwerkstatt, deren Fassaden tiefe Risse aufwiesen, weil die Gebäude unterschiedlich schnell sanken und die gemeinsame Mauer auseinanderbröckelte.

Seufzend öffnete Marco die Augen. Was hätte sein Vater nach Mitternacht bei einem Bäcker für Schiffszwieback oder einem Schuhmacher gewollt? Es hatte keinen Zweck. Wohl hundertmal war er diesem Weg gefolgt, und der einzige Ort, von dem er sich vorstellen konnte, dass sein Vater dorthin gegangen wäre, war das »La Colombina«. Das Wirtshaus gehörte Pasquino Campo, einem Freund seines Vaters, und wenn Matteo Manardi in Castello war, schaute er immer auf eine Ombretta, ein Gläschen Wein, herein.

Seine Beine trugen Marco von selbst zur Fondamenta Sant' Isepo. Das »La Colombina« befand sich auf der gegenüberliegenden Seite direkt am Kanal. Es hatte erst vorletztes Jahr ein neues Stockwerk bekommen. Das alte schaute noch zu einem Drittel aus dem Boden, und man musste eine Holztreppe benutzen, um in die neuen Wirtsräume zu gelangen. Kein Lärm drang aus dem Inneren, was ungewöhnlich war. Normalerweise grölte immer ein Betrunkener vor sich hin, oder ein paar Seeleute sangen aus voller Kehle Sauflieder, egal zu welcher Tageszeit. Ob Pasquino geschlossen hatte?

Marco stieg die Stufen hinauf und betätigte probenhalber den Drücker des Riegels: Es war offen. Er betrat die veräucherte Gaststube. Der Raum war voller Menschen, die sich halblaut unterhielten. Es fehlte das übliche Lachen und Prahlen, anscheinend drückte das unerklärliche Verhalten der Lagune auf die Stimmung.

Pasquino Campo stand hinter dem Schanktisch und spülte Gläser und Krüge. Trotz seines Bauches bewegte er sich flink. Als er Marco entdeckte, winkte er ihm zu. »Buon giorno, Marco.«

»Buon giorno, Signor Campo.« Marco ging zu ihm an den Schanktisch. »Habt Ihr etwas Neues von meinem Vater gehört?«

»Du weißt doch, ich würde dich sofort benachrichtigen, wenn ich etwas wüsste.«

»Eine Bemerkung von einem Eurer Gäste vielleicht?«

»Ich habe sie alle gefragt, glaub mir. Doch leider ...« Der Wirt zuckte mit den Schultern. Er schien nicht ärgerlich, dass Marco jede Woche mit den immer gleichen Fragen vorbeikam, sondern stellte ihm unaufgefordert ein Glas verdünnten Wein hin und sagte: »Hier, stärk dich erst mal. Geht aufs Haus.«

»Danke.« Niedergeschlagen setzte sich Marco an einen freistehenden Tisch. Er hatte nicht wirklich damit gerechnet, etwas Neues zu erfahren, das machte die Enttäuschung jedoch nicht erträglicher.

Die Gespräche, die bei seinem Eintreten verstummt waren, setzten wieder ein, ein venezianischer Singsang, angereichert mit griechischen und deutschen, persischen und türkischen Satzketzen. Die Männer stritten über die Ursache der Ebbe.

»Der Maestrale ist schuld«, behauptete ein rotgesichtiger Kaufmann, »der macht uns ständig Ärger.«

»Unfug«, widersprach ein Albaner, »das war nie und nimmer ein natürlicher Sturm.«

»Es ist eine Mahnung Gottes. Die Überheblichkeit der Venezianer ist ihm ein Dorn im Auge.« Der das sagte, war natürlich ein Fremder. Ein Friauler, dem Akzent nach. Er erntete einen Sturm der Entrüstung.

Marco hörte nicht weiter zu. Er sah aus dem Fenster zum Kanal, wo Kinder eine gestrandete Gondel eroberten.

Der Wirt brachte ihm einen Teller Linsen und Brot und zwinkerte ihm zu. »Du siehst halb verhungert aus.« Mit einem feuchten Lappen wischte er über die Tischplatte. »Dein Vater war ein guter Mann«, sagte er, ehe er geschäftig weitereilte.

War. Auch Pasquino Campo glaubte nicht, dass sein Vater noch lebte.

Marco fing langsam an zu essen. Was jetzt? Wo sollte er als Nächstes suchen? Überall war er schon gewesen: im Park, am Canale di San Marco, im Arsenal. Am vielversprechendsten schien ihm die Gegend um den Canale di San Pietro, da, wo die Kappe gefunden wurde. Aber die hatte ihn bisher auch nicht weitergebracht.

Ein merkwürdiges Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Es musste schon eine Weile an sein Ohr gedrungen sein, ehe es den Weg in sein Gehirn fand. Es kam von draußen und klang, als würde ein Riese verhalten atmen. Dazwischen ächzte und stöhnte es wie auf einer Galeere, wenn der Wind gegen die Masten drückte. Marco beugte sich aus dem Fenster. Die Venezianer, die am Kanalufer standen, schauten nach rechts. Marco folgte ihrem Blick. Was er sah, ließ ihn aufspringen und hinauslaufen.

Dickflüssiger Nebel kroch auf die Stadt zu, nicht gleichmäßig, sondern in Wirbeln, die einem unbegreiflichen Mechanismus zu gehorchen schienen. Er folgte dem Verlauf

der Lagune, floss durch die leeren Kanäle und ergoss sich in jeden Seitenarm. Nahezu lautlos überschwemmte er die Ankerplätze, schluckte Schlamm, Bricole, gestrandete Boote, und gewann zusehends an Geschwindigkeit. Wie Wasser strömte er herbei, und im ersten Moment war man versucht zu glauben, das Meer käme zurück, wäre da nicht die unnatürliche Stille gewesen, die das Geschehen begleitete. Der Nebel wand sich durch die Schlingen und Krümmungen der Flussbetten und blieb dabei stets auf Wasserniveau, spülte nur hier und da einen dunklen Schwaden über die Ufer, wie es eine heranrollende Flut getan hätte. Er breitete sich aus wie Wasser, er verhielt sich wie Wasser – aber er war alles andere als das. Wo immer er hinkam, dämpfte er die Geräusche, bis man glaubte zu ertauben. Und er war schwarz, so schwarz wie der Lack von Onkel Aldos Gondel oder der Kadaver eines verrotteten Tieres.

Die anderen Gäste im »La Colombina« waren ebenfalls aus dem Wirtshaus gekommen. Stumm traten sie an den Rand des Ufers und sahen auf die Finsternis hinab, die wie eine ölige Flüssigkeit dahinwogte und nach ihren Füßen leckte.

»Da hol mich doch der Teufel«, brach der Friauler das Schweigen.

Ein kleiner Junge, nicht älter als vier oder fünf, näherte sich neugierig der Stelle, an der der Nebel immer wieder über das Ufer schwappte, und streckte seine Hand aus.

»Nicht!« Marco packte seinen Arm und riss ihn zurück. »Nicht anfassen!« Er wusste selbst nicht, was ihm solche Angst einjagte, aber sein Herz raste, als wäre er zu schnell gelaufen.

Erschrocken sah ihn der Junge an.

»Das ist einfach nur Nebel«, meinte der rotgesichtige Kaufmann. Doch er wich trotzdem einen Schritt zurück.

»Hast du schon mal so einen Nebel gesehen?«, fragte der Albaner. »Sieht aus, als wäre er der Hölle entwichen.«

»Ihr habt zu viel Fantasie«, brummte Pasquino Campo und stieß mit dem Fuß nach einer Schwade, die über den Uferrand kroch. Der Dunstschleier teilte sich, umströmte den Stiefel des Wirts, floss wieder zusammen. »Was ist das bloß für ein ekliges Zeug?« Pasquino bückte sich.

»Nicht!«, rief Marco wieder.

Aber da war es schon zu spät. Der Wirt griff nach dem feuchtkalten Dunst, tauchte darin ein, rührte darin herum. »Fühlt sich nach gar nichts an«, sagte er. Er betrachtete seine Hände und wischte sie an seinem Leinenhemd ab. »Gehen wir wieder rein«, sagte er, »hier gibt's nichts zu sehen.«

Er stieg die Stufen zum Wirtshaus hoch, gefolgt von den anderen Gästen. Aber den ganzen Weg über rieb er seine Hände an Hemd und Beinlingen, als ob etwas daran haftete, das er nicht loswurde.